

PETER RICHTER
GRAN VIA



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Die Musik erzählt von bitterem Begehren und bösem Betrug. Frauen mit dunklen Stimmen pusten Rauch in fremde Gesichter. Komplimente klingen wie Beleidigungen, Beleidigungen wie Liebeschwüre. Und gespielt wird ausschließlich mit gezinkten Karten ... Was, wenn man ein Spezialist für solche Szenen ist – auf barocken Gemälden!

Und was, wenn man sich aber plötzlich mittendrin wiederfindet? Daß an den Wänden prachtvolle Schinken hängen, ist ja nicht das Einzige, was den Prado mit den Bars jenseits der GranVía verbindet. Madrid in den Neunzigern, das ist ein Moloch voll finsterner Verlockungen und greller Existenzen. Verlockender und greller als das gut sein kann für einen jungen Deutschen mit romantischen Neigungen. Er will sich hier ein Jahr lang dem Studium der spanischen Kunst hingeben und kommt sich schon nach wenigen Tagen vor wie im Inneren eines frühen Almodóvarfilms. Das ist erst erschreckend, dann aber auch sehr unterhaltsam, dann wiederum eher traurig, und oft alles zusammen.

Peter Richter, der damals selbst in Madrid studiert hat, schickt seinen Helden auf eine spanische Reise, deren Wendungen immer dramatischer werden. Denn jenseits der berühmten Prachtstraße GranVía verlaufen Pfade, die die Desillusionierung schon in ihrem Namen tragen.

Autor

Peter Richter wurde 1973 in Dresden geboren. Er studierte Kunstgeschichte in Hamburg und Madrid und arbeitet als Redakteur im Feuilleton der »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«. Peter Richter lebt in Berlin. Nach »Blühende Landschaften« und »Deutsches Haus« ist dies sein drittes Sachbuch. Einem größeren Publikum ist Peter Richter auch bekannt durch seine Videokolumnen in der »Harald Schmidt Show« und auf faz.net.

Außerdem von Peter Richter bei Goldmann lieferbar:

Blühende Landschaften (54220)

Deutsches Haus.

Von einem, der auszog das Wohnen zu lernen (15475)

Peter Richter

GRAN VIA

Mein Jahr in Madrid

GOLDMANN

Alle hier beschriebenen Personen und alle Begebenheiten sind,
von einigen Personen des öffentlichen Lebens und von einigen
zeitgeschichtlichen Ereignissen abgesehen, frei erfunden.

Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen
oder tatsächlichen Ereignissen ist unbeabsichtigt.

Die im Text zitierten Passagen stammen aus:
Julius Meier-Graefe: Spanische Reise
Ernst Rowohlt Verlag, 2. Auflage, Berlin 1923.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Mai 2011
Copyright © 2009
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur München
Umschlagmotiv: © Getty Images/Hola Images;
© Getty Images/Ravi Tahilramani, Kollektion Photodisk
CN · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-47553-7

www.goldmann-verlag.de

Für und durch
OPHELIA

ERSTE KRISIS

Palast ohne Pforten

Wenige Wochen nach seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag erlitt ein Student aus Deutschland vor dem Hochaltar des Escorial einen Schwächeanfall.

Nach sechs Stunden Stehen taten die Beine ihren Dienst nicht mehr, die Kniegelenke wurden weich, und in einer schraubenden Bewegung sackte sein Körper in sich zusammen.

Ich falle, dachte er, und noch im Fallen sah er Engel kreisen, er sah Marienerscheinungen, und er sah Heilige, sehr viele Heilige.

Er sah den heiligen Hieronymus im Gehäus, umgeben von Schädeln, Löwen und Folianten, er sah den heiligen Laurentius sich auf seinem Grillrost räkeln, und er sah achtundachtzig weitere Heilige aus ihren Nischen treten und vorwurfsvoll mit den Palmwedeln winken: Eine Armee von Märtyrern, aufgezogen, um ihm ihre Martern unter die Nase zu reiben, ihre Folterungen, die Folterwerkzeuge und ihre dem Glaubensbekenntnis geopfertn Körperteile. Er sah die heilige Agathe ihre abgeschnittenen Brüste auf einem Silbertablett vor sich hertragen wie einen Pudding zum Nachtsch, und auf dem Silbertablett der heiligen Lucía rollten die Murmeln ihrer ausgestochenen Augen: Das war das letzte, was er sah; dann ging vor seinen eigenen Augen das Licht aus.

Er hörte noch, wie der Professor rief: »Was machen Sie denn da?«

»Der wird ohnmächtig«, erklärte jemand.

Und der Professor beschied: »Lassen Sie den Unsinn!«

Es ist mir bis heute unangenehm, daß dieser Student ich war.

Aber das ist lange her, mehr als zehn Jahre inzwischen, und ich kann nur hoffen, daß diese Peinlichkeit mit der Zeit verblasen wird, so wie Madrid schließlich auch nicht mehr das gleiche ist wie damals. Als es noch ungehemmt laut, schlaflos und günstig war. Als die Deutschen noch nicht einmal ahnten, daß die Spanier eines Tages wohlhabender sein könnten als sie. Als Spanien auch noch nicht jeden sportlichen Wettbewerb gegen Deutschland gewann. Als der Bundeskanzler noch Khol hieß, jedenfalls in den spanischen Zeitungen. Als noch nicht jeder Depp im Internet unterwegs war, aber als nur Deppen schon Mobiltelefone mit sich herumtrugen.

Und als noch keine Metro rausfuhr zum Flughafen von Barajas.

Man mußte einen Bus nehmen, der an der Plaza de Colón unterhalb der Kolumbussäule in einer zugigen Tiefgarage abfuhr. Es war ein Ort, an dem sich Abschiede kurz und unsentimental gestalteten. Wer hier war, wollte so schnell wie möglich fort. Alle hatten es eilig einzusteigen, nur der Professor drückte mir noch lange die Hand und überreichte mir dann einen Beutel mit Büchern.

Wenn der Finger auf den Mond zeigt, schaut der Dumme auf den Finger, heißt es, und ich konnte nicht aufhören, das nun noch kleiner gewordene Gepäck des Professors anzustarren. Alle anderen hatten ein oder zwei Koffer mit für die vierzehn Tage, der Professor kam mit einer kleinen Reisetasche aus. Ich bewunderte ihn dafür nun noch mehr als ohnehin schon. Das machte ihn ungeduldig, und er schüttelte den Bü-

cherbeutel: Dies seien ein paar Lektüren aus seiner Zeit damals in Spanien, vielleicht könne ich die gebrauchen. Vom Bus her natürlich Neugier. Meier-Graefe und Pfandl waren zu erkennen, viel Goldschnitt, Antiquarisches, sicher wertvoll. Ich sagte, das könne ich unmöglich annehmen. Der Professor sagte: Dochdoch. Und dann stieg er ein.

Ich sehe noch, wie aus der Gruppe eine Frau, die Sabine hieß oder Bärbel, wer soll das heute noch wissen, durch die Fensterscheibe bösaugig zu mir herunterguckte, dann schloß der Bus die Türen, hob unter befremdlichen Flatulenzen seinen Rumpf von der Straße und ließ mich, tatsächlich ein- oder zweimal winkend, mit meinem Bücherbündel als einzigen an der Haltestelle zurück.

Damit war die große Exkursion des kunstgeschichtlichen Seminars zu Ende. Es war natürlich großartig gewesen, aber auch eine Tortur: Diese Leute wußten immer so viel, und diese Leute wollten auch immer alles wissen. Man kam ja keine fünf Zentimeter vorwärts in der Stunde. Jeder Stein mußte erklärt, hergeleitet und gedeutet werden. Es bedeutete auch alles immer gleich irgendetwas. Das königliche Schloß, sämtliche Kirchen, alle wichtigen Bauten im Zentrum und die meisten in den Vorstädten, außerdem die Museen, vom Thyssen-Bornemisza bis zur Reina Sofia, und der Prado, der Prado und nochmals der Prado.

Und zum Schluß eben auch noch der Escorial: das Kloster San Lorenzo de El Escorial, dem heiligen Laurentius geweiht und dem Orden des heiligen Hieronymus überantwortet, granitene Totenburg Philipps II., Mausoleum der spanischen Könige, Wartesaal auf das Himmelreich der Habsburger, fünfzehndreiundsechzig bis vierundachtzig: Ich hätte nicht geglaubt, daß mich jemals ein Bauwerk dermaßen fertigmachen würde. Womöglich lag das daran, daß ich evangelisch

getauft worden bin; ich wußte ja, wogegen das Ding sich richtet. ITE MALEDICTI IN IGNEM ÆTERNUM stand irgendwo im Kreuzgang. Gehet, Verdammte, ins ewige Feuer. Gottogott, dachte ich: Gerne! Ich glaube, ich habe noch nie irgendwo so gefroren in einem August.

Der Escorial, das katholischste Bauwerk der Erde, war ein Kühlschranks aus Granit, in dem die gemalten Köpfe fast aller Heiligen konserviert wurden, die jemals enthauptet worden sind, und das waren mehr, als man verkraften kann. Bei der Anzahl der Enthauptungen mußte man für Zusammenfassungen wie bei der heiligen Ursula und ihren elftausend Jungfrauen direkt dankbar sein. Und immer schlug der Henker, um mal in der Terminologie des Tennis zu sprechen, mit der Rückhand. Das fand ich beinahe noch empörender als die Sache selbst: Man kann doch nicht einfach jemandem den Kopf abschlagen, und dann noch mit der Rückhand, so wie man einen Krümel vom Tisch wischt. Hier wurden Minderjährige ermordet, und wir kritisierten die Farbgebung!

Der Professor war unermüdlich. Der einzige Aufrechte unter lauter Krummrücken. Ein gotischer Pfeiler zwischen salomonisch in sich selbst verdrehten Säulchen. Jeder Außenstehende hätte ihn für jünger halten müssen als seine Studenten, die da mit toten Augen hinter ihm herschlurften in der Hoffnung, noch ihren Magister bei ihm machen zu dürfen oder vielleicht sogar den Doktor, bevor er demnächst emeritiert werden würde.

Besser angezogen war er sowieso, wobei manche meinten, daß die Fliege, die er sich jeden Morgen um den Hals band, wo sie bis in die Nacht hinein unter seinem Adamsapfel auf und nieder hüpfte, in Wahrheit als drosselnde Manschette diene, als ein Ventil, das nötig war, damit einen der unablässige Ausstoß an Verweisen und Wissen nicht hinwegschwemmt. Dauernd

rief er begeistert: »Sehen Sie mal dort!«, oder: »Schauen Sie mal da!« Er zeigte mit beiden Armen in verschiedene Richtungen und versuchte, unter den verwirrt und kraftlos hinter ihm Her stolpernden letzte leidenschaftliche Debatten anzufachen: »Verteidigen Sie Ihre Thesen! Knicken Sie jetzt nicht ein!«

Vielleicht war es diese Formulierung, die mir am Ende die Knochen aus den Knien zog.

Als ich wieder zu mir kam, schaute ich in das Gesicht der Kommilitonin Charlotte von Ziesar, die mich offenbar aufgefangen hatte. Ob es jetzt wieder gehe, wollte sie wissen; und auch der Professor war ungeduldig und verärgert: Wir mußten wertvolle Sekunden verloren haben – und es gab noch so viel zu betrachten.

Nun wurde jedoch offen gegen den Professor gemeutert. Keiner wollte mehr. Keiner konnte mehr. Und diese Frau, die entweder Sabine oder Bärbel hieß und von der ich immer den Eindruck hatte, daß sie eigentlich Postbeamtin war, irgendwo tief in Bayern, wo sich die Leute ihrer Herkunft aus den Wäldern nicht schämen, und in einem früheren Leben vielleicht Marketenderin bei den Bauernkriegen, dieser matronenhafte, durch einen grausamen Zufall im Preziosenkabinett der Geisteswissenschaften fehlabgestellte Elefant machte sich zur Wortführerin. Irgendwann sei es auch einmal gut, erklärte sie maulig. Seit zwei Wochen habe sie die Sonne nicht mehr gesehen.

Der Professor schaute vollkommen verständnislos: »Sie sollen nicht in der Sonne liegen, Sie sind Kunsthistoriker«, sagte er, »Ihre Farbe sei grau.«

Danach wurde es laut in der Gruppe. Die Postbotin bekam Rückendeckung, und die Stimmen klangen jetzt alle ein bißchen schriller. Schließlich griff das Wachpersonal ein, sagte

¡por favor! und machte nachdrücklich Gesten zum Ausgang hin. Der Professor protestierte auf spanisch, verbat sich auf deutsch noch dieses und jenes und gab dann klein bei: »Bitte, dann lassen wir es eben gut sein«, sagte er.

Ob das nicht verfrüht sei, wollte ein Kommilitone mit dem Namen Eugen wissen, ein beflissen hinter dicken Brillengläsern herlaufender Anorektiker aus dem zwölften Semester; er habe doch noch seinen schönen Vortrag über die Fresken in der Bibliothek in der Tasche, was aus dem denn jetzt bloß werden sollte.

Der Professor überlegte kurz, sagte aber dann: »Ach was, hat man eins davon gesehen, hat man alle gesehen. Wir gehen.« Darauf verstummte Eugen bedrückt.

Als wir in den Patio de los Reyes hinaustraten, war es tatsächlich so, als hätten wir Jahre in einem Verlies verbracht; das Licht des Nachmittags stach frontal in die Augen, die Sonne beleckte zerfrorene Gesichter und Glieder. Einige blieben mit ausgebreiteten Armen stehen, und andere rannten orientierungslos in sie hinein – zum Beispiel ein Student, der bereits in der Kirche ohnmächtig geworden war, in eine Kommilitonin, die Charlotte von Ziesar hieß und ihn fragte, ob er vorhabe, sich schon wieder tragen zu lassen.

Von rechts drang Kindergelächter aus der Klosterschule, und insgesamt muß befürchtet werden, daß die akademische Kunstgeschichte, wie sie da aus der Kirche des Escorial getorkelt kam, den Blinden von Coypel aus dem Louvre glich: Alle streckten wir die Hände aus, und unsere Gesten oszillierten im Leeren – zwischen Greifen, Begreifen, Bitten und Flehen.

ZWEITE KRISIS

Wissenschaft und Tapferkeit

Es wurde dann aber doch noch ein ganz vergnüglicher letzter Abend für die Gruppe in Madrid.

Ein von vornherein etwas aufgekratzter Haufen zog schließlich durch die südlichen Teile der Innenstadt zur Calle del Ángel, wo Herr Buber – ein ehemaliger Rechtsanwalt, der sich nach dem Rückzug aus dem Geschäftsleben noch ein Studium der schönen Dinge verordnet hatte und aufgrund seiner Zuwendungen an das Seminar von Exkursionen schlecht ausgeschlossen werden konnte – in einem Restaurant vorbestellt hatte, »traditionell asturisch diesmal«. Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden gewußt, zumal es, wie unter anderem die Postfrau meinte, ohnehin überall gleich schmeckte.

Das Restaurant entsprach nicht mehr ganz den Erinnerungen von Herrn Buber, der dies auch wortreich beklagte; wahrscheinlich war seit 1950 schon einmal renoviert worden. Aber die Tische waren nun einmal reserviert. Und dann muß man ja auch immer sehen, wer neben wem zu sitzen kommt bei solchen Gruppen, und so standen erst einmal alle schwatzend den Kellnern im Weg: Nicht zu früh festlegen, zusehen, daß man nicht neben Buber landet, denn sonst mußte man sich den ganzen Abend dessen Jugenderinnerungen anhören und kam nicht mehr weg. Wie bei der Reise nach Jerusalem lauerten daher alle hinter den Stühlen und taten un-

schlüssig. Ich ließ mich einfach irgendwo nieder, spürte aber schon, während ich mich setzte, daß das einen Augenblick zu früh war und daß ich zum »Aufrutschen« aufgefordert werden würde. Und tatsächlich fand ich mich ein paar Rochaden später an der Seite des fröhlich glühenden Herrn Buber wieder, und da war es auch fast schon egal, daß gegenüber niemand anderes als die Kommilitonin von Ziesar zu sitzen kam. Auch sie lächelte etwas gequält über diesen Zufall und schien für den Abend Schlimmstes zu befürchten. Immerhin Buber freute sich sehr über die Gesellschaft und fing, um die Sache voranzutreiben, unaufgefordert an, uns die Speisekarte zu erläutern. Ich entschied mich für Fisch, *merluza*. Da hat man sichtbar mit den Gräten zu tun und mußte nicht viel sagen. Charlotte von Ziesar schien zu glauben, daß, wenn sie lange genug in die Karte hineinstarrte, vielleicht doch noch ein paar andere Gerichte auftauchen würden. Herr Buber schnupperte und freute sich. »Die spanische Küche ist eine Bauernküche«, erklärte er uns.

»Die spanische Küche ist ein Tankerunglück«, erwiderte Charlotte von Ziesar, »wenn ich jetzt Geflügel bestelle, werde ich nachher das Altöl aus dem Gefieder pulen müssen.«

Darauf reagierte Herr Buber mit einem völlig unirritierten Gesichtsausdruck und erzählte dann, ohne irgendeine Überleitung, daß ein Eichhörnchen früher von Baumwipfel zu Baumwipfel hüpfend das Land durchqueren konnte: »So bewaldet war Spanien.«

»Da möchte man heute aber kein Eichhörnchen mehr sein«, antwortete Charlotte von Ziesar. Ihre Laune wurde nicht besser, als der Kellner ihr schließlich eine kleine braune Steinguschale hinstellte. Skeptisch stocherte sie darin herum, so als wollte sie das Essen mit der Gabel lieber auf Abstand halten. Es schwammen dort ein paar Hühnerbeine, die eben aufgetauch-

ten Wasserleichen glichen. Der Kellner mußte wiederkommen und wurde befragt, ob das, was da vor ihr stand, ein Hähnchen-Confit sein sollte.

Der Kellner zuckte mit den Schultern: Ja, klar, warum nicht.

»Das ist aber WARM!« beanstandete Charlotte von Ziesar.

Na und? Der Kellner begriff nicht ...

»Das ist erst eingelegt gewesen und dann noch einmal gekocht worden?«

Der Kellner bejahte ungeduldig.

»Das ist doch ein Skandal!« sagte Charlotte von Ziesar: »Das sind zwei Zubereitungsarten, die sich ausschließen! In Frankreich ...«

Der Kellner ließ sie nicht ausreden. Er sagte: »Frankreich, pah ...!« Und dann sprach er noch ein paar Wörter auf spanisch, die sehr rauh klangen und von keinem am Tisch verstanden wurden, nicht einmal von Herrn Buber. Anschließend ging er mit dramatischer Gebärde fort.

»Achja: Frankreich ...«, warf nun, alarmiert von dem Zwischenfall mit dem Kellner, von der anderen Seite des Tisches her der Kommilitone Robert Borgmüller ein. Er legte dabei ein wehmütiges Timbre in die Stimme und schaute Charlotte von Ziesar auf eine Art in die Augen, die, wie mir schien, Sehnsucht und Kennerschaft vermitteln sollte.

Robert wäre gern auf der letzten Silbe betont worden.

Er sagte etwas auf französisch, das alle am Tisch verstanden, nur ich nicht. Und Charlotte von Ziesar erwiderte, das habe er aber hübsch gesagt, sie hingegen habe es jedoch eher mit Italien, sie wolle nach Rom gehen und über Bernini arbeiten. »Bernini«, rief daraufhin Robert, und es klang, als sei damit der Name eines wundervollen Weins gefallen, denn das R rollte dabei in seinem Mund wie bei einer Verkostung. »Der große Bernini«, deklamierte er noch einmal: Der habe aber

auch ganz schön über die Spanier gelästert, als er endlich in Frankreich bei Ludwig dem Vierzehnten habe weilen dürfen, dozierte Robert; und dann rezitierte er aus dem Stegreif einige Stellen aus dem Tagebuch des Herrn de Chantelou, die mir, gerade in ihrer boshaften Spanierfeindlichkeit, vollkommen ausgedacht vorkamen, aber was sollte ich machen.

»Wußten Sie das? Daß Spanien einmal so bewaldet war?« wandte sich Buber nun an mich. Ich machte »Hmm« und forschte in meinen Teller herum.

In kürzer werdenden Abständen kam nun der Kellner an den Tisch, hielt das Glas unter seinen Schritt, hob mit bedeutender Miene die Flasche, so hoch er konnte, über den Kopf und ließ aus dieser Höhe einen dünnen Strahl auf den Glasrand prasseln, daß es spritzte, und zwar sowohl ins Glas hinein als auch recht reichhaltig aus dem Glas heraus auf die Umstehenden. »Sidra, asturischer Apfelwein«, erklärte Buber dann Mal ums Mal, wobei er vor Vergnügen mit den flachen Händen auf den Tisch schlug, und Charlotte bestellte mit gefrorenem Gesicht lieber noch einen Rotwein, obwohl sie schon den ersten als »Säurefaß« bezeichnet hatte.

»Sorbonne...«, rief Robert ihr zu: Das stand alles schon fest, das war alles schon geregelt, mit einer Option auf Museologie an der École du Louvre.

Charlotte klopfte eine Gauloises aus ihrer Packung und schob sie sich, Herrn Bubers empörtem Gehuste zum Trotz, in den Mund. Es handelte sich bei Charlotte von Ziesar um eine von denjenigen Frauen, die ihre Zigarette nach dem Anzünden in einem weiten Halbkreis nach rechts außen schwenken und dabei mit geschürzten Lippen den Rauch auspusten.

Dann sprachen sie über Frankreich, Italien... Bei ihnen klang es wie ein einziges Wort: Frankreichitalien. Das war ernst zu nehmen. Spanien nicht. Spanien war hinterher. Derb.

Das Gegenteil von *sophistication*. Spanien war schlechtes Öl – auf den Tellern wie übrigens auch auf den Leinwänden. Gut, der Prado ... Mit Geld könne man alles kaufen, nicht wahr, auch Tizians, ziemlich viele zweitrangige Tizians *by the way*, nicht aber zum Beispiel Tizian selber oder irgendeinen anderen wirklich großen Künstler; schon damals habe ja niemand, der bei Trost war, nach Spanien gewollt, schon damals wollten alle lieber nach Frankreich/Italien.

Scheu stammelte ich die Namen El Greco, Velázquez, Goya, Picasso ...

Charlotte schnaubte, als hätte ich etwas unglaublich Dummes gesagt.

»Und dazwischen?« fauchte sie: »Nichts! Leere, gähnende!«

Im übrigen, fügte Robert hinzu, sei Picasso »in der Hauptsache doch Franzose, nein«?

»Wie man an seinen Stierkampfbildern sehen kann«, murmelte ich ein wenig hilflos, und es war schwer zu sagen, was mir mehr zu schaffen machte: die Leugnung von Picassos Hispanität oder das nachgestellte »nein«, dieses affektiert ab gespreizte kleine Fingerchen am Ende seines Satzes.

Stierkampf sei überhaupt das allerletzte, mischte sich auf einmal von einer ganz unerwarteten Seite des Tisches her die Frau ein, der Trampel von der Post, dessen Namen ich mir nicht merken konnte: Das nehme sie dem Picasso richtig übel, »wie der sich so daran hat aufgeilen können, wie die armen Tiere getötet werden, zum Spaß. Und dem Goya genauso«.

Diese Ansichten minderten allerdings nicht ihren Appetit, und so schaufelte sie sich ein Ochsenbäckchen nach dem anderen in ihren dicken Hals hinein, während sie nicht aufhören wollte, den Stierkampf zu verdammen.

Oje, dachte ich, jetzt war auch dieses Faß noch offen. Und daraufhin machte das Thema natürlich sofort am Tisch die

Runde. Einer wußte von einem Dorf, wo sie an bestimmten Feiertagen lebendige Ziegen vom Kirchturm werfen. Ein anderer von Hühnern, denen im Vorbeireiten der Kopf abgerissen wird. Nachgespielte Schlachten von Christen gegen die Mauren sowie Feuerwerkskörper in den Köpfen von weiblichen Mohammed-Puppen: Das sei auch nicht gerade im Sinne des interkulturellen Dialogs. Und so ging das in einem fort.

Ich ließ den Kopf über meinem Fisch hängen, trank in gemessenen Schlucken und sagte zu alledem lieber nichts. Denn wenn ich etwas gesagt hätte, dann hätte ich ein paar Gesprächszüge weiter auch für die Inquisition und die Sache mit den Indianern geradestehen müssen. Die Stimmung war danach. Die Tage waren anstrengend gewesen, der Professor hatte die Leute überfordert. Aber das änderte nichts daran, daß es sich über mir entlud: Ich galt als der Hispanophile in der Runde, als einer, der sich das hier nicht nur antat, weil er mußte.

Vielleicht trugen aber auch die Sidra und der Wein und das Bier und die Longdrinks eine Mitschuld, es war nämlich auch wiederum nicht zu verkennen, daß die Leute eine bodenlose Befriedigung daraus zogen, sich ein bißchen über die Sitten des Landes zu erregen, in welchem sie sich gerade volllaufen ließen, so daß die beiden großen Nationalstereotypen – die romantische Abartigkeit der Spanier auf der einen Seite und auf der anderen der teutonische Hang zum Pokulieren – sich gegenseitig emporschaukelten und ins Recht setzten.

Eine Gruselgeschichte ergab die nächste, und jedesmal glühten die Wangen noch eine Spur röter.

Als kurz nach Mitternacht der Heimweg angetreten wurde, sangen einige, immerhin Akademiker, ungehemmt »... Rom und Madrid / Nahmen wir mit...« Es wurde sogar der Vor-

schlag gemacht, noch auf einen sogenannten Absacker in den Brindis Pub einzukehren, eine üble Plüschhöhle neben dem Hotel.

Bevor ich protestieren konnte, hatte sich Charlotte von Ziesar untergehakt – »bevor du wieder hinfallst« –, und ich sang ihr, gleichzeitig von Rechtfertigungszwängen und von diesem Robert getrieben, ein Hohelied auf das Land und die Kultur Baltasar Graciáns, denn sie hatte erwähnt, daß sie Nietzsche gut fand, und wer Nietzsche gut fand, dachte ich, der fand auch Schopenhauer gut, und der hatte wiederum Gracián gut gefunden und immerhin ja sogar dessen »Handorakel« ins Deutsche übersetzt, dieses Lehrbuch der Lebenskunst, das ich jetzt gerne bei mir gehabt hätte, denn sicher stand darin auch ein Paragraph darüber, wie man Nebenbuhler aus dem Weg räumt, frankophile zumal.

Robert versuchte währenddessen, mit der rechten Hand alles Gesagte aus der Luft zu wischen: Der einzige spanische Denker, den man ernst nehmen könne, sei Ortega y Gasset, so Robert, der Gasset französisch aussprach und Ortega für den Vornamen hielt: Dieser Gassé habe sich wenigstens Gedanken darüber gemacht, warum Spanien in allem so viel kümmerlicher sei als Frankreich. Wieder zitierte er aus dem Gedächtnis: »Wegen der Westgoten, einem wurmstichtigen Volk, das Raum und Zeit durchtaumelte, bis es nach Spanien kam.«

Ich erwiderte, daß die Westgoten vorher auch durch Frankreich hindurchgemußt hätten, dabei werde bis heute jeder, der nach Spanien will, wurmstichtig und ramdösig – und der Raum, den wir dabei durchtaumelten, war die Puerta del Sol und die Zeit im Grunde schon viel zu fortgeschritten, um hier noch solche Dinge zu erörtern. Aber noch als wir längst tief in die roten Polster des Brindis Pub gesunken waren, so tief, daß wir die Gin Tonics und die Schale mit den Nüß-

chen in monumentaler Untersicht vor uns aufragen sahen wie kleine Mahnmale, sprach ich erregt von den Schönheiten der spanischen Sprache, vom Zauber des Wortes »y«, von der nach Meer und Sonne riechenden kleinen Welle über dem »ñ« und von der wilden Einzigartigkeit der umgedrehten Frage- und Ausrufezeichen an den Satzanfängen. Charlotte von Ziesar lächelte betrunken und ließ dann und wann kleine Kringel aus Rauch aus ihrem Kringel von Mund aufsteigen, während Robert die Niedlichkeit und den Wohlklang sowie die gerade für deutsche Augen hübsche Schreibweise eines französischen Frage-Anhängsels in schillernden Farben rühmte, das mir wiederum vorkam wie der Name eines friesischen Leuchtturmwärters: »hein«.

Das Publikum unserer Ausführungen, die Frau zwischen den Ohren, in die wir abwechselnd und manchmal auch gleichzeitig hineinsprachen, lachte viel, sagte selber nur noch wenig und sog an ihren Zigaretten. Irgendwann, mitten in einem Satz von entweder mir oder Robert, verlangte sie, ins Hotel gebracht zu werden. Sie verabschiedete sich vor ihrem Zimmer mit einem kleinen Knicks von uns beiden. Und als sich ihre Tür hinter ihr geschlossen hatte, salutierten wir, Robert und ich, uns tatsächlich kurz zu, bevor wir mit steifen Beinen den Korridor in entgegengesetzten Richtungen nach unseren eigenen Zimmern absuchten.

DRITTE KRISIS

Eintritt in die Welt

So war das gewesen, und ich war ganz froh darüber, daß das jetzt vorbei war, bevor die Schullandheimhaftigkeit der Stimmung am Ende noch zu Dingen geführt hätte, über die nüchtern noch zu reden gewesen wäre. Ich war froh – und gleichzeitig fehlte mir das Geschnatter.

Als der Bus weg war, war Ruhe. Ich konnte die winkende Hand jetzt herunternehmen und in meiner Tasche verstauen. Am anderen Arm baumelte nun ein Bündel Bücher, aber ansonsten fühlte ich mich leicht und frei und berechtigt, drei Stufen auf einmal zu nehmen, auf der Treppe, die hinauf führte aus der Neonfinsternis der Tiefgarage. Oben angekommen, im hellen, wärmenden Nachmittag, stand ich mitten in etwas, das in den Stadtplänen als »Gärten der Entdeckungen« bezeichnet wird, wobei das Wort »Gärten« sich zu der damit bezeichneten Betonplatte nicht anders verhielt als das Wort »Entdeckungen« zu den Eroberungen, die hier, auf dem Kolumbusplatz, gewürdigt werden sollten. Aber ein erster Panoramablick, ohne daß dauernd Kommilitonen im Weg standen, war im Ergebnis dermaßen euphorisierend, daß ich am liebsten die große Fahnenstange umarmt hätte vor Glück: Hinter mir glühten die Schaufenster der feinen Calle Serrano in der Sonne. Ich spiegelte mich in Sonnenbrillen. Menschen mit großen viereckigen Einkaufstaschen kamen von dort hinten auf den Kolumbus zu, der sich da oben auf der Säule schon

seit hundert Jahren an seiner Fahne festhielt und ängstlich in den Verkehr starrte. Hekatomben von Automobilen wurden hupend um den Springbrunnen herumgeprügelt, nach Norden in die Castellana hinein oder nach Westen in die Calle de Génova, und das Wasser, das aus den Springbrunnen kam, sah von hier oben aus wie überkochende Milch. Es sah so aus, wie ich mir die Stimmung vorstellte, die hier geherrscht haben mußte, Ende der Siebziger, Anfang der Achtziger, nach dem Tod von Franco.

Und hinter diesem Bild, hinter diesem Bühnenbild, ging es ja erst los: Die Stadt. Madrid. Madriz, wie sie hier sagten. Madrizzzzz.

Ich hatte kurz Lust, in die Luft zu hüpfen. Ich stand auf einer gewaltigen Betonplatte, die vorn eine Ponyfrisur aus Wasser trug, und schaute auf die Stadt, die ich ab sofort meinen Wohnort nennen würde.

Der Wasserpony war ein weiterer Springbrunnen, der sein Wasser über die gesamte Breite der Plaza Colón in ein Becken am Straßenrand spuckte, und unter, jawohl: *unter* diesem zweihundert Meter breiten Wasserfall befand sich der Eingang zum Kulturzentrum der Stadt. Man konnte darunter hindurchgehen. Sogar der Bodenbelag formte hier Wellen und wollte Wasser sein oder zumindest Fata Morgana in der Hitze des zentralspanischen Sommers. Um nichts in der Welt hätte ich das jetzt gegen die Seine oder den Tiber oder den Arno oder die Themse mit ihren Muschelbänken aus Pauschaltouristen eingetauscht.

Wie angenehm klanglos dagegen der Name des Rio Manzanares. Keine einzige Sehnsucht wird dadurch im Norden Europas zum Schwingen gebracht. Die meisten werden nicht einmal wissen, daß Madrid überhaupt an einem Fluß liegt. Und schon das spricht unbedingt für die Qualität der Stadt,

durch die er fließt, fand ich: Eine Stadt, die wirklich etwas taugt, taugt aus sich selbst heraus und hat es nicht nötig, ihr Gewässer vor sich herzutragen; sie schafft sich, wenn sie Lust hat, künstliche Katarakte.

Nachdem mich der Tunnel aus Wasser und Beton wieder freigegeben hatte, stand ich vor der Nationalbibliothek. Mächtige Eisengitter. Respekteinflößende Tore. Der Eingang eine Tempelfront, wie sich das gehört, mit vielen Treppen. Bildungsstufen. Zugangsbarrieren. Aufstiegschancen. Von Kronen bekrönte Reichsäpfel, die wiederum die Speerspitzen der Gitter bekrönten. Mir gefielen auch die kleinen Wappen auf den Gittern: aufgeschlagene Bücher mit den Initialen BN und wiederum einer Krone darüber. Das hatte eine andere Wucht und Würde als meine Universitätsbibliothek, der nur vom Regen mit ein paar schmutzigen Schlieren ornamentierte Waschbetonwürfel am Rande des Campus. Ich vermaß mit den Augen die Achsen des Baus bis hoch zu den mächtigen Mansarden und stellte mir vor, wie ich hier morgens herkommen würde: Meinen Ausweis müßte ich gar nicht mehr vorzeigen, weil mich das Personal längst kumpelhaft grüßte.

Ich hätte meinen festen Platz, einen besonders schönen, ruhig, aber doch mit Überblick – und unter dem grünen Bibliothekslämpchen lägen selten angeforderte Bände, die beim Aufschlagen den Staub der Jahrhunderte aufwirbeln und Fährten offenbaren würden, von denen ich meinen Bekanntschaften aus der Cafetería (anderen, konkurrierenden Forschern, die sich ebenfalls nicht in die Karten blicken ließen) kein Wort erzählen dürfte, weil sie mich am Ende doch noch in die königlichen Archive von Simancas führen würden, und von dort frühreif auf die Podien von Symposien und in die Autorenverzeichnisse des Burlington Magazine, des

Arquivo Español de Arte oder zumindest doch der Zeitschrift für Kunstgeschichte.

Wenn es auf dieser Welt überhaupt irgendetwas gab, das den Glanz dieser Zukunftsaussichten eintrüben konnte, dann war das ganz entschieden der scharfe Uringeruch, der von den Wänden in der Unterführung zum Mittelstreifen des Paseo de Recoletos her düstete. Ich hielt die Luft an, stolperte im Halbdunkel über einen Obdachlosen und zwang mich, während ich, unter den staubblauen Platanen wieder durchatmend, den Paseo herunterschlenderte, mir die Archiventdeckung auszumalen, die zu machen geradezu den Imperativ dieses einjährigen Studienaufenthaltes darstellen müßte. Grundsatzartikel würden zu verfassen sein. Die Velázquezforschung würde nach dem Erscheinen dieser Artikel nicht mehr weitermachen können wie zuvor. Vielleicht wäre es auch nur die verschollene erste Ausgabe des Handorakels von Gracián, die aus Huesca, die mir in die Hände fallen würde, gleichsam als Zufallsfund sozusagen. Denn in den Kreisen, die sich mit so etwas beschäftigen, schreibt und denkt man tatsächlich das Wort »gleichsam«; und ich ließ mir, als ich mir meine akademische Zukunft ausmalte, auch die entsprechenden Formulierungen, den dazugehörigen Jargon in allen seinen Aggregatzuständen, als Odeur, als flüssige Prosa oder in festen Wendungen, durch das Gehirn gehen. Also dachte ich Wörter wie »freilich«, »obzwar«, »indes« und »Desiderat«. Ich dachte sogar darüber nach, ob man das Akademische dieser Wörter durch Zusammenführung nicht noch steigern könnte: »Indesiderat« oder: »obgleichsam«. Das ging bis zum Habituellen, bis zu der Art und der Mimik, in der gegen Ende des Vortrags ein von Panofsky überliefertes Bonmot an den Mann gebracht werden müßte oder unter Umständen sogar ein eigenes verhaltenes Witzchen.

Titel wissenschaftlicher Publikationen zogen an mir vor-

über: »Mythos Steinsichtigkeit: War der Escorial im Ursprung knallbunt?«

Wir sagen nicht »bunt«, hätte Charlotte von Ziesar eingewendet, wir sagen »farbig gefaßt«.

Eine Bettlerin riß mich aus meinen Gedanken, ein gebeugtes Mütterchen, das vor dem Pabellón de Espejos an das Mitleid der frisierten Damen appellierte, die dort über ihren Tees und Infusionen thronten. Sie hielt mir ihr Körbchen hin und schüttelte es mit stummem Flehen. Ich ließ ein Hundertpeseitenstück hineinfallen: »*Do ut des*: Zur Heilsökonomie in den Armutsdarstellungen von Ribera bis Murillo.«

Und sollte ich mir daraufhin vielleicht auch einen Tee oder einen Kaffee im Pabellón de Espejos genehmigen? Oder vielleicht, nach Landessitte, ein erstes klitzekleines Bier?

Der gußeiserne Pavillon, er gehörte zum berühmten Café de Espejos auf der anderen Straßenseite, hätte auch im Jardin de Luxembourg stehen können. Manet zum Beispiel, Edouard Manet, hätte unter Garantie eine Zeichnung gemacht von der Bettlerin damals, auf seiner Madridreise. Solche Bettlerinnen und solche Bettler gab es woanders ja gar nicht. Solche Typen. So etwas gab es überhaupt nur hier in Spanien, soviel Grind und Elend, na gut, vielleicht in Neapel noch, aber das gehörte ja zu Spanien, damals, oder etwa nicht? Andererseits erinnerte ich mich, in irgendeiner Sozialgeschichte (bei Geremek? In der »Geschichte der Armut«?) die Anmerkung aufgelesen zu haben, daß die meisten spanischen Bettler ursprünglich aus Frankreich kamen oder sogar aus Nordeuropa, weil sich in Spanien mehr verdienen ließ ...

Danach kam ich an der Terrasse des Gran Café de Gijón nicht vorbei. Wenn schon nicht im Cafés de los Espejos, dann hier, fand ich. Der Professor hatte das Gijón erwähnt. Ein Intellektuellentreff. Das Romanische Café von Madrid. So in

etwa. Schon aus dienstlichen Gründen mußte ich hier also ein Kaffeechen ... oder ein Bierchen ... ein Bierchen also, auf der Terrasse – warum eigentlich nicht?

Als ich dann saß, als sich mein Rücken gegen die gußeisernen Schnörkel eines grün bemalten Jugendstil-Gartensesselchens drücken durfte und meine Handinnenflächen den kühlenden schwarzen Marmor der Tischplatte befühlten: Da merkte ich erst einmal, wie kaputt ich tatsächlich war, körperlich, nach diesen vierzehn Tagen. Wie meine Beine schmerzten, vor allem aber mein Rücken, der untere, der mittlere und ganz besonders der Nacken, vom dauernden Hochschauen zu Kirchtürmen und Fresken. Da merkte ich erst einmal, wie wenig Schlaf das doch gewesen war. Und wie aberwitzig viel Wein jeden Abend.

Jetzt war es schon soweit, daß mein ausgedörrter Körper am hellen Nachmittag nach einem Bier schrie wie der von einem Säufer. Andererseits war ich mir sicher, das würde ein Geräusch geben wie beim Aufguß in der Sauna, und weg wäre es. Ein Bierchen. Eine *cervecita*. Eine *caña de cerveza*. *Una caña*. Ein Rohr. Ein Röhrchen. *Una cañita*. Wer hier ab sofort ein Jahr Madrilene sein wollte, brauchte das jetzt.

Der Ober nahm die Bestellung auf wie eine Traueranzeige. Er seufzte schmerzlich und schlurfte, die Hände hinter dem Rücken ineinandergelegt, von dannen: weiße, leicht bekleckerte Jacke, rote Epauletten, fünf große flache Knöpfe wie aufgenähte Silbermünzen – einer aus den Veteranenverbänden der Gastronomie. Seit ich in Spanien war und mit der spanischen Gastronomie zu tun hatte, und das war in den letzten beiden Wochen mehrmals täglich der Fall gewesen, seitdem war ich nicht ein einziges Mal von einer Person in Zivil bedient worden. Die mauligen Studentinnen, die in jedem Restaurant und in jedem Café Deutschlands unterwegs die

Bestellungen vergessen, und die vielen kurz vor dem Nervenzusammenbruch stehenden Schauspieler, die in den Bars und in den Kneipen Deutschlands beleidigt mit den Augen rollen, wenn sie den Pflichten ihrer lästigen Nebenjobs nachzukommen haben: Die gab es hier überhaupt nicht. Offensichtlich war es so, daß in der spanischen Gastronomie ausschließlich reife, vom Leben gezeichnete Señores ihren verantwortungsvollen Dienst verrichten durften, und genauso offensichtlich herrschte dabei, wie überall, wo aussichtslose Kämpfe gefochten werden, Uniformzwang. Spaniens Kellner und Barmänner waren Angehörige einer Armee, die sich trotz allem nicht geschlagen geben wollte, und ich war voller Ehrfurcht vor diesen Leuten und diesen Zuständen. Nie wieder würde ich ein Getränk aus der Hand einer jobbenden Studentin annehmen können, ohne mir der Würdelosigkeit des deutschen Gastgewerbes bewußt sein zu müssen.

Als der Kellner aber wiederkam, stellte er eine wulstige Biertulpe auf einer Untertasse hin, sorgfältig postierte er ein Schälchen Kartoffelchips daneben und kassierte sofort.

Ich hätte heulen können: Das Bier sah aus wie ein Eiskaffee. Ich hatte ausdrücklich und wie ein Einheimischer eine »caña« bestellt, ich hatte versucht, das umgedrehte Ausrufezeichen am Satzanfang mitzusprechen, ich hatte mich darauf gefreut, ein klatschnasses Wasserglas Bier ohne Schaum hingeknallt zu kriegen, und was hatte ich bekommen? Die Touristenportion.

Der Kellner konnte nichts dafür, und jeder vernünftige Mensch hätte sich sogar gefreut, wenn er mehr bekam, als er erwartet hätte. Aber es half nichts, eine hartnäckige Verstimmung lag da nun quer in meinem Brustkorb und ließ das Bier nicht unkommentiert durch. Wo normalerweise bei großer Hitze und nach langem Durst die Flüssigkeit auf breiter Front

wie eine Welle durch den Rumpf rollt, war jetzt ein alberner Widerwille. Ich aß einen Kartoffelchip, trank wieder, und mir wurde ein bißchen übel. Erst verschluckte ich mich, dann mußte ich auch noch niesen – mit halbzerkauerten Kartoffelchips im Rachen.

Es ging mir schlechter, als ich dachte. Die Exkursion saß mir deutlich in den Knochen, vom Vegetativum ganz zu schweigen. Vielleicht müßte ich mich erst einmal kurz ausruhen, bevor es losging. Eine klitzekleine Ruhe vor dem Sturm. Die Dinge klären, den Schreibtisch aufräumen, die Stifte zurechtlegen – und dann.

Ich kam an Wasserbecken mit Springbrunnen vorbei, flankiert von Säulen, die nichts trugen. Hunde wurden ausgeführt, die die Größe von Mäusen hatten. Mäuse, die wie Hunde kläfften. Das Licht kam in scharfen Strahlen von rechts durch die Baumkronen genadelt, der Verkehr warf schmerzhaften Lärm unter die Schädeldecke, und als ich an der Plaza de Cibeles auf das Grün der Fußgängerampel wartete, war mir etwas schwindlig. Die Hochstimmung, die mich von der Bushaltestelle bis hierher getragen hatte, schlug nun endgültig um in Gereiztheit. Ich fühlte mich klein, stand am Zebrastreifen und beschimpfte Autos.

Wenn die Ampeln endlich umschalten, beginnen sie zu zwitschern wie herzinferktgefährdete Vögelchen, damit auch die Blinden oder die Eingeschlafenen unter den Fußgängern die Gelegenheit nicht versäumen. Und so wie das Wasser, mit dem man sich verbrüht, im ersten Moment als eisig empfunden werden kann, klingt die Plaza de Cibeles dann mitunter wie ein Urwald in den Tropen.

VIERTE KRISIS

Enge, Trieb und Wegelagerei

Dort, wo die Gran Vía abzweigt, unter dem Haus mit der Leuchtschrift »Metropolis«, von der keiner sagen kann, ob es eine Drohung sein soll oder ein Versprechen, gab es dann auch noch einen Stau. Die Autos und Taxis und Busse hupten so erbost und ausdauernd, daß es klang wie Neue Musik. Der Grund war eine Demonstration, die aus den besseren Vierteln hier herübergekommen sein mußte. Die Leute waren ganz gut angezogen, viele Frauen mit Haaren in der Farbe und Form von Karamelbonbons. Auffällig viele Kinderwagen. Den Schildern war zu entnehmen, daß es um Abtreibungen ging, dem Habitus der Leute nach waren sie eher dagegen. Die Polizei hatte den Demonstranten nur einen schmalen Streifen der Fahrbahn freigeräumt. Sie konnten froh sein, daß sie nicht den Bürgersteig benutzen mußten. Der Verkehr kroch feindselig an dem Leuten vorbei, und die Leute schauten anklagend in die Autofenster zurück: Eine Prozession im Abgasnebel.

Kinderwagen für Kinderwagen schob ich mich allmählich an dem Zug vorbei die Gran Vía hoch, den ältesten, prachtvollsten und trotzdem unwirtlichsten Teil von ihr, vorbei an dem LOEWE-Laden und an der Perfumeria Rosi, vorbei am Museo Chicote, wo die Leute wie seit hundert Jahren von grünen Lampen beschienen über den ersten Drinks des Abends brüteten, dann rüber auf die andere Seite, über die Montera hinweg, wo die drogensüchtigen Frauen auf den

Lüftungsgittern der Metro Marilyn Monroe spielten und ihre zerstochnen Krampfadern mit warmer Luft verwöhnten, bis ich kurz hinter der Red de San Luís endlich, endlich, endlich mein Hotel erreichte.

Dort trommelten unbeherrscht meine Finger auf den Treisen vor der Rezeptionistin.

»Ich kann es nicht ändern, es tut mir leid«, sagte die Frau.

»Das Zimmer kann doch nicht plötzlich doppelt so teuer sein wie bisher«, protestierte ich.

»Doch«, sagte sie. »Sehen Sie: Sie hatten Sonderkonditionen, einen Gruppentarif über ein Reisebüro. Jetzt ist Ihre Gruppe weg. Sie sind allein, Sie sind hier, es gibt keinen Sondertarif, und es ist Wochenende. *Lo siento mucho.*«

Mit dramatischer, strafend gemeinter Geste wandte ich mich von ihr ab, dem Ausgang zu. Mit reumütiger Gebärde kam ich kurz darauf zurück: Ich wolle das Zimmer eventuell doch. Die Rezeptionistin sah aus, als hätte sie genau beobachtet, wie ich in der Zwischenzeit da draußen auf der Straße gestanden und mich elend gefühlt hatte. Sie wußte genau, daß ich keine Lust hatte, jetzt loszugehen und etwas anderes zu suchen. Sie genoß den Moment. Nun sei es leider zu spät. Die Rezeptionistin lächelte kalt. Mit ihrem sorgfältig manikürten Zeigefinger wies sie auf einen khakihosigen Mann, vermutlich Amerikaner, der mit meinem Zimmerschlüssel in der Hand zum Lift schaukelte. Und, wie es der Zufall so wolle, mehr freie Zimmer gebe es nicht, ausgebucht, *mala suerte*.

In der Hosentasche zerknüllte meine Hand den Gepäckschein vor Wut. Ich ließ meine Koffer trotzdem erst einmal dort. Wo sollte ich auch hin damit jetzt. Es war zum Verzweifeln. Und die Verzweiflung über diese Verzweiflung war noch mehr zum Verzweifeln, denn eigentlich hatte das ein Tag zum Frohlocken werden sollen, und es half auch nichts, sich zu

sagen, daß man sich von der albernen Enttäuschung über ein zu großes Bier nicht aus der Bahn werfen lassen dürfe, aber der Umstand, daß das offenbar geschehen war, machte mich gleich noch etwas unleidlicher mit mir selber. Und das Schlimmste ist: Man weiß in solchen Momenten überhaupt nicht, wohin mit sich. Man möchte sich selbst wegwerfen, klebt aber hintendran.

Als ich, dann eben ohne mein Gepäck und weiterhin mit dem Bücherbündel, aus dem Hotel wieder auf die Gran Vía trat, hatte der Marsch der Abtreibungsgegner bereits aufgeholt und traf nun, direkt vor meinen Augen, auf schätzungsweise zweihundert Freunde des sogenannten Heavy Metal. In den Schaufenstern des Plattenladens neben dem Hotel hingen Plakate mit Totenköpfen, Ritterburgen, Streitäxten, Höllenschlünden. Eine Ankündigung besagte, daß die Rockgruppe Manowar hier eine Stunde lang Autogramme geben werde.

Die Straße sah aus wie ein Brettspiel: auf der einen Seite die schwarzen Figuren, auf der anderen Seite die weißen oder zumindest in Beige oder Champagnerfarben gekleideten Bewahrer des Lebens. Die Heerscharen des Himmels und die der Hölle, und nur ein Gitter am Fahrbahnrand hielt beide auseinander. Eine Mutter aus den Reihen der Rechtschaffenen entdeckte ihren Sohn im Lager der Satanisten. Der tat, als höre er sie nicht. Die Frau rief, er solle zusehen, daß er zum Abendbrot zu Hause ist, sonst gebe es SEHR SCHLECHTE MILCH, oder so ähnlich. Es war mir schleierhaft, was sich hinter dieser Drohung verbergen könnte, aber die Freunde des jungen Satanisten lachten herzlich und hauten ihm auf die Schulter, und er selbst versuchte, gleich noch ein bißchen satanischer dreinzuschauen. Eine ordentliche Stilgeschichte



Peter Richter

Gran Via. Ein Jahr in Madrid

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47553-7

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2011

Dolce Vita auf Spanisch – die Abenteuer eines deutschen Studenten in Madrid

Ein feinsinniger Kunstfreund geht nach Madrid und landet auf der Schattenseite der Gran Via. In einer Welt voller finsterner Verlockungen und greller Existenzen. Eine Geschichte über schöne Kunst und öliges Essen, verblüffende Frauen und verschlagene Männer, Deutsche im Ausland und Verhältnisse, die ihnen spanisch vorkommen. Nicht jedoch über Flamenco und auch kaum über Stierkampf!



[Der Titel im Katalog](#)